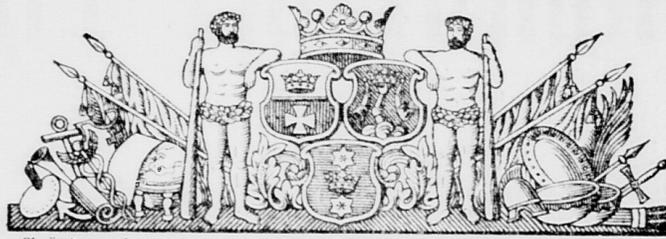


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Reußner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbüros hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einseitige Zeile oder deren Raum 20 Pfg., für zweifach außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Parlamentslose Tage.

Der Reichstag, der abgearbeitet und müde war, hielt in den Pfingstferien Atem für die großen Aufgaben, die er in heißen Tagen zu bewältigen haben wird: die Heeres- und Deckungsvorlagen. Die Tage werden nicht nur wegen ihrer Kämpfe heiß werden, sondern auch darum, weil aus den Pfingstferien eine Sommerpause werden wird. Das Abgeordnetenhause ist überhaupt nicht mehr vorhanden. Es ist durch schriftliche Auflösungsorder klanglos beiseite gerufen worden. Man meint ihm keine Träne nach, man ist jedoch leider auch nicht fröhlich gestimmt. Wechselt das Jahr, und war es noch so schlecht — man ist in einer gehobenen Stimmung; denn man hofft, daß das neue Jahr besser werden wird. Bei diesen Landtagswahlen gibt es leider keine überschäumende Hoffnung, weil das alte indirekte, öffentliche Dreiklassenwahlrecht noch immer besteht und jeden Schwung niederdrückt.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, haben die Urwahlen stattgefunden. Es wird nun vielfach ein großes Rätselraten darüber geben, wie die Wahlmänner auf die einzelnen Parteien zu verteilen sind. Komplizierte Rechnungen werden aufgemacht, und doch weiß man häufig bis zum Schluss nicht genau, wie die Abstimmung ausfallen wird. Unter den Wahlmännern gibt es immer einige unsichere Nationalisten, es gibt auch stets einige, die am Wahltag krank oder verreist sind. Es ist nämlich keine schöne und verlockende Aufgabe, es ist vielmehr ein Opfer, das Amt eines Wahlmannes zu übernehmen, sich fast den ganzen Tag seinem Berufe zu entziehen und womöglich in einem weitentlegenen Bezirk mit schlechter Luft auszuhalten. Das gehört auch zu den Schönheiten der indirekten Wahl.

Wenn die Bewilligung der Wehrevorlage auch feststeht, der Streit um die Deckungsvorlage geht, in der parlamentarischen Zeit etwas gedämpfter, mit scharfer Hartnäckigkeit weiter. Das Zentrum wünscht gemeinsam mit den Konservativen, daß Wehrevorlagen zeitlich zusammen, d. h. von derselben Wehrheit angenommen werden sollen; es würde unmoralisch sein, wenn sich die Regierung die Wehrevorlage von den Konservativen und dem Zentrum, die Deckung etwa von den Liberalen und Sozialdemokraten bewilligen lassen wollte. Was dabei unmoralisch sein soll, ist nicht zu erkennen; besonders da es ja den Konservativen und dem Zentrum freistünde, sich an der Lösung der Deckungsfrage eifrig zu beteiligen, und niemand sie zwingt, sich einer wirklichen Wehrsteuer zu widersetzen. Sind bei ihnen nur egoistische Motive in dieser ungemäßen wichtigen Frage maßgebend, so ist es im Gegenteil gerade höchst moralisch, diese egoistischen Motive zu bekämpfen und unschädlich zu machen. So einfach liegt aber doch die Sache überhaupt nicht. Reber die Deckungsvorlagen sind nicht nur die Parteien uneinig, sondern auch die Einzelstaaten. Die erledigten Militärbeiträge passen einzelnen Bundesmitgliedern ganz und gar nicht. Die Deckungsvorlagen sind ein Kompromiß, das mehrere Bundesstaaten nur mit schwerem Herzen geschlossen haben. Sie

warten eigentlich auf den vernünftigen Reichstag, der das schlechte Konzept verbessern soll.

Der Regierung kann nur daran liegen, daß die Wehrevorlagen und der einmalige Wehrbeitrag so rasch als möglich bewilligt werden. Das andere drängt nicht so, daß man sich deshalb den eigenmächtigen Befehlen der Konservativen und des Zentrums, gewissermaßen aus einer Notlage heraus, unterwerfen müßte. Schon die Probe auf's Exempel könnte beinahe zeigen, was diese Parteien in ihrem unendlichen Patriotismus tun werden, wenn sie die Wehrevorlage tatsächlich losgelöst von der Deckung bewilligen sollten, also mit der Begründung, daß sie zu den Kosten womöglich in geordneter Weise herangezogen werden müßten. Werden sie dann die Wehrevorlage ablehnen nach dem Ausspruch Dr. Vertels, eine Steuer wie die Erbschaftsteuer sei schlimmer als der Mangel an Wehrhaftigkeit? Sch-k.

Brief aus Bayern.

Von Dr. H. von Staden-München.

Doch den deutschen Universitätsmännern etwas mehr staatsbürgerliche Regierbarkeit zu wünschen wäre, wissen wir alle, und der Fall der Straßburger konfessionellen Philologieprofessur hat gezeigt, welche Gefahr unsern Universitäten und damit unserm Geistesleben droht. Auch in München steht jetzt eine Neuorganisation bevor, die von sich reden machen wird. Der eine der beiden Ordinarien für Geschichte, von Seigel, Präsident der Akademie der Wissenschaften, gibt seines hohen Alters wegen keine Tätigkeit auf und muß erzieht werden. Neben ihm doziert ein weiterer Ordinarius der Geschichte, Professor Grauert, ein ausgesprochener Ultramontaner. Die Schwarzen sind nun bereits an der Arbeit, an die Stelle Seigels einen „katholischen“ Historiker zu bringen. „Katholische“ Historiker von Kai und aber dann geist, weil die echte Wissenschaft sich immer noch nicht bequemen will, konfessionell zu sein. Und für München, mit seinen 7000 Studenten die zweitgrößte Universität des Reiches, sollte billigerweise einer unserer bedeutendsten Historiker berufen werden, weshalb es lächerlich ist, daß man in der Fakultät an Erich Marcks gedacht hat. Aber Erich Marcks ist weder Zentrumsmann, noch Katholik, noch Bayer! Und dieses letzte Argument werden die Schwarzen ins Feld führen, und die Zentrumspresse wird damit hauiert geben, um ihren Lesern die liberale Durchscheidung der bayerischen Universitäten klar zu machen. Daß der ehr ultramontane Herr Grauert ebenfalls kein Bayer ist, tut nichts zur Sache; was das „katholische“ Votum betrifft nicht wissen soll, das erzählt es von seiner Zentrumspresse nicht, und wer „am Land“ eine liberale Zeitung hält, auf den weisen die Parteiführerinnen mit Rindern. Doch von der ultramontanen Presse des Bayerlandes ein ander Mal... Inzwischen ein wenig vom bayerischen Liberalismus. Ich komme im ganzen Lande umher und kenne die Liberalen in vielen

Städten und Märkten. Fast überall sind sie einig und lassen die Unterschiede zwischen nationalliberaler und fortschrittlicher Richtung zurücktreten, sobald es sich um die Wahrung gemeinsamer liberaler Interessen handelt. Nur in den beiden größten Städten des Landes, in München und Nürnberg, streben die beiden Richtungen immer wieder auseinander. Für Nürnberg dürfte vielleicht die folgende Charakteristik gelten: hoher Geistesreiz und weiblicherer, formmännlicher Geist, aber wenig Sinn für politische Wirken nach großen Gesichtspunkten; deshalb ein unerkennbar geringes Vorwalten der Sozialdemokratie. Münchener Redaktionsarbeit aus der Zeit der freien Reichsstadt mag in Nürnberg ein gut Teil zur Uneinigkeit beitragen. In München sind die Ursachen schwerer zu analysieren. Der einheimische Münchener ist „überhaupt“ politisch wenig interessiert; er will sein Hochamt (wenn er auch selbst nicht hinget) und seine Wehrmacht, und ereifert sich weder nach der einen noch nach der andern Seite. Und die jüngere Generation, sowie die zahlreichen Norddeutschen, die hier leben, werden durch den Sport zu sehr abgelenkt, um den öffentlichen Angelegenheiten nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Man läßt es gehen, und nur wenn die Schwarzen es gar zu arg treiben oder wenn ein Ratho kommt, gibt es volle Rindfeller-Versammlungen.

Aber auch der nationale Sinn fehlt in München nicht, wenn er auch mehr im Unterbewußtsein schlummert als anderswo. Das wußten auch die Alldeutschen, als sie jüngst eine Protestversammlung gegen die französischen Angehörigkeiten in den Rindfeller beriefen. Wäre auch nicht dagegen einzuwenden gewesen, wenn nicht — auf den folgenden Tag die große Erinnerungsgesellschaft an 1813 angelegt gewesen wäre, die von sämtlichen liberalen Organisationen Münchens gemeinsam geieit werden sollte. Das verdroß die Kurpatrioten, zumal es der Fortschrittliche Volksverein war, der die Gedächtnisfeier zuerst beschloß und mit großer Sorgfalt vorbereitet hatte. Dem wollte man den Wind aus den Segeln fangen, und so wurde wenige Tage vorher eine Massendemonstration in den Rindfeller berufen, weil die Patrioten kalkulierten, daß der Münchener zwei große Versammlungen nacheinander nicht vertragen. Ohne Zweifel sind auch Hunderte infolge dessen dem Feste ferngeblieben. Aber trotzdem war der Besuch in dem schon geschichteten Bürgerbräueller ein glänzender, und das Fest gestaltete sich zu einer erhabenden vaterländischen Volksfeier, die bei den Teilnehmern einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Wenn man bedenkt, daß eigene Traditionen an 1813 in Bayern kaum existieren — erst nach der Schlacht bei Leipzig stellte sich Frede bei Genua Napoleon in den Weg —, dann muß man die überall in Bayern veranstalteten oder noch geplanten Erinnerungsfeste als einen erfreulichen Beweis für das Schweben partikularistischen Geistes und für das Erstarren deutschen Nationalgefühls betrachten. Eine Aufführung aus der Hermannschlacht von Meit, bei der durch besondere Genehmigung des Prinzregenten zwei Mitglieder des Hoftheaters mitwirken durften, sowie die warmherzige, zündende Festrede Siegmund Günther's bildeten die Höhepunkte der Feste. Geheimrat Günther, der zu seinen vielen anderen Arbeiten

Seitener Gleichmut ist nicht nur ein großes Glück, sondern auch, soweit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienst.
Graf Wolfke

Bach—Beethoven—Brahms.

Berlin Anfang Mai.

Anlaßlich des 25-jährigen Regierungsjubiläums wird in Berlin eine Reihe künstlerischer und andersartiger Veranstaltungen in Aussicht genommen, welche sich dann zu ständiger Einrichtung entwickeln und dem ansehend steigenden Bedürfnis einer sogenannten „Saison“ nach dem Muster anderer Weltstädte abstellen sollte. Aber schon Kontane war der Meinung, daß es „immer anders“ komme. — Es blieb von dem Plane schließlich nichts übrig als eine Musikfestwoche (wie sie Wien oder München ähnlich haben), und zwar ein Bach-Beethoven-Brahmsfest, von der Konzertdirektion Hermann Wolff veranstaltet und unter der Protektion der Frau des Kronprinzen gestellt. — Die Beziehungen des Hohenzollernhauses zur Kunst im allgemeinen, zur Musik und zu jenen drei Komponisten im besonderen können hier nicht Stoff der Darstellung sein; es wäre auch fraglich, ob man dadurch in die richtige Jubiläumssimmung käme, die doch zweifellos erstrebt war und die sich auch schon äußerlich an dem mit Bannern und Ehrenpforten geschmückten Eingang zur Philharmonie öffentlich kundtat. Der Saal selbst diente infolge der Dämmungsarbeiten ein wenig nach Weihnachten und machte mit seinen vom hohen Balkone herabhängenden Teppichen einen nicht ungeschönen Eindruck. Schauerhaft waren für mein Gefühl nur die richtigen Blüten der drei „großen B“, die das Podium umrahmten, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn man den Kopf desjenigen Meisters, der gerade „dram“ war, bengalisch beleuchtet hätte. Was die Programme betrifft, so hat sich für unsere Musikfeste leider schon ein Schema herausgebildet, das zu überschreiten niemand für nötig hält. Ein großes Chorkonzert, zwei Symphonienabende und ein Kammermusikfest ist das übliche, und in diesem Rahmen nur bekannteste Werke; das ist alles. — Die zu dem Feste noch gehörende Aufführung des „Ridelio“ im König. Opernhaus und das Festbankett zu Ehren — ja zu weihen Ehren — da bankettiert wurde, weiß ich nicht, da die Komponisten doch schon gestorben — habe ich mir als belanglos geschenkt.

Der erste Abend brachte die H-moll-Messe Bachs mit dem Philharmonischen Chor und Orchester unter Siegfried Dchs. — Es wäre sehr reich gewesen (und bei solchem Aufwand brauchte man ja nicht bloß unterhaltend sein), die Messe solennis Beethovens an einem zweiten Abend zu geben; denn in diesen beiden Werken ist die ganze Entwicklung, die die Musik von Bach zu Beethoven genommen, in freilich nur groben Zügen erkennbar. Bachs Messe ist die Auseinanderlegung des anfänglichen achtzehnten Jahrhunderts mit dem Weltentext. Beethoven bietet sie für den Anfang des folgenden Säkulums. Und

es wäre für Richard Strauß ohne Zweifel eine Aufgabe seines Genies würdig, in der heutigen heftigen Zeit eine neue Auslegung zu geben. — Die Chörliche Wiedergabe, nun auch in Königsberg bekannt, scheint mir in jeder Richtung erlösend zu sein. Ein nicht reflektierender Komponist verbindet sich mit einem differenzierenderen Dirigenten, und nur so sind Leistungen, wie die Chöre: et incarnatus oder crucifixus oder das erste Marie, möglich. Wie gerade in diesem das Bild immer mehr und mehr herantretender Völker und Generationen gestaltet wurde, die eine unbekannte Macht um Erbarmen anflehen, bedeutet einen Höhepunkt deutscher Chorkultur, der nur in anderer, kaum in größerer Art je wieder wird zu erreichen sein. Von den im ganzen zureichenden Solisten ist Mona Durigo hervorzuheben, die wieder die alte Ansicht als richtig erweist, daß es weniger auf Größe als auf eine gute Schulung ankommt, welche die Tragfähigkeit einer Stimme erhöht. Obgleich es mir persönlich gleichgültig ist, ob es mir doch auf, daß man zur Feier des Regierungsjubiläums des deutschen Kaisers unter vier Solisten drei Ausländer engagiert.

Ein Komponist, der keine Kammermusik geschrieben, scheint den Musikern von heute, oft nicht mit Unrecht, ein wenig verdächtig, und daher heftigen sich selbst die di minimorum gentium, wenigstens eine Cellofonate oder gar ein Klaviertrio zustande zu bringen. Zu Bachs Zeiten war das anders. Da war noch die Heberlieferung des neubehnten Jahrhunderts lebendig, welche die Musik überhaupt in Kirchen- und Kammermusik trennte, unter dieser alle Arten der weltlichen Musik, mit Ausnahme der Musikdramatik, begriffen. Zufolgedessen fiel das Instrument, das uns heute ihren Wert und ihr Unterschiedliches ausmacht, naturgemäß fort; denn auch Symphonien, Konzerte u.ä. wurden dazu gerechnet. Daher hat auch Bach viele Werke als Kammermusik gedacht, die wir heute einer anderen Gattung zuweisen würden. Für uns hat jezt alte Auffassung dieser Musikgattung aber den Vorteil, daß wir sie trotz ihres intimen Gedankeninhalts nicht im kleinen Raum wiederzugeben brauchen, da ihre Form in einen Saal jeder Größe und auch in jede Art Programm hineinpaßt. So kam trotz des Mindermaßes das Trachtrahidum und Juge H-moll, von Trrogang mit geschmackvoller Ausnutzung aller Registrierungs-möglichkeiten der neuen Orgel meisterhaft geieit, wie auch die Suite L-dur für Streichorchester mit dem unbedeutlich schönen „Air“ und das Konzert für drei Klaviere mit Streichorchester, der einzige seltenere Wiffen der Festwoche, zur schönsten Geltung. — Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts änderte sich der Begriff der Kammermusik zu seiner heutigen Bedeutung. Seine oberste Wille, das Lied, blieb, obgleich es wenigstens für Brahms Schaffen eine sehr charakteristische Note abgab, dieses Mal unberücksichtigt, wohl in der richtigen Erkenntnis, daß es eine Vergewaltigung dieser Intimitäten in dem großen Saal bedeuten hätte; überhaupt werden für jeden geschmackvollen Menschen auch etwa Schuberts Müllerlieder oder Schumanns „Dichterliebe“ auf dem Konzertpodium stets eine Art Unmitbarkeit bleiben. — Doch selbst Beethovens transzendentaler Streichquartett, opus 131 Cis-moll, ging in dem ungeeigneten Raum völlig unter. Das Publikum, durch das ihm völlig unverständlich bleibende Werk unruhig gemacht, lauerte, wo es

zu seiner geistigen Verzeichnung einmal flüchten könnte. Und die Zerbrechung des Werkes und das bishigen Stimmung, die sich bei dieser unbegreiflichen Emanation des Genies einzustellen enijng, gelang den Beifallsphänen glücklich vor dem Presto Nr. 5; auch der Anfang des Adagio Nr. 6 wurde flüchtig mitgehört. Das Werk muß zweifellos in einer an Zuge gespielt werden. — Brahms' Klavierquartett A-dur opus 26 hatte es nach diesem Beethoven, über den ich in der Pause die vernünftigsten Urteile des gebildeten Berliners erlauchen durfte, leicht, das Feld zu behaupten. Bringt das Klavier an sich gewisse Reize für die Menge mit, so kommt auch die lebenswürdige Verständlichkeit des Werkes, die im Schlußsatz, wie so oft bei Brahms, zu temperamentvoller Überflächlichkeit wird, dem ermüdeten Ohr entgegen. — Dem nichtgeschulten Hörer! Denn wie heute Kammermusik einen eigenen Kompositionstil hat, so muß auch der Genießer eine eigene Technik des Hörens dafür haben; und dazu gehört rein äußerlich auch eine „Kammer“, d. h. ein kleiner Raum. Die Ausführung der letzten beiden Werke durch das Klingler-Quartett und Arthur Schnabel war, wenn ich mich einmal eines Schulmeisterausdrucks bedienen darf, im ganzen gut, Ib. — „Es erhub sich ein Streit“, über die Herkunft der Form, die wir uns gewöhnt haben, die symphonische zu nennen. Und die Musikphilologen sind sich noch lange nicht einig, woher und wie gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Symphoniesatz gekommen ist. Soviel sieht aber fest, daß etwa um 1750 die äußere Form endgültig feststand und der innere gedankliche Ausbau beginnen konnte. An dieser Entwicklung hatte Bach keinen Teil mehr, da sein Todessturz in jenes Jahr fällt. Und Beethoven brachte sie schon in jeder Weise zu Ende und wählte schließlich keinen anderen Weg, als die nun wieder konventionell gewordene Form zu zerbrechen und etwas Neues zu schaffen. So entstand der erste Satz der Neunten Symphonie, so entstand dieses riesige Werk, das als Ganzes ein Zwittemwerk, ein ungeheurer Torio ist und bleiben wird, da sich in ihm Vergangenes und Zukunftsdrängendes nicht, aber nicht vermücht. — Das neunzehnte Jahrhundert trat die Erbschaft, die Beethoven mit der Inaugurierung einer neuen Symphonieära hinterlassen hatte, nicht an. Brudner gelangte nicht zum Licht, und Brahms blieb, wie in allem, so auch hier, vornehm, zurückhaltend, beiseiden und flug. Seine erste Symphonie, die letzten Endes doch sehr läßt, ist als Ganzes sicher ein hochzuachtendes Wert, bei dem am meisten die stellenweise, fast geücht anmutende Unklarheit des ersten und der ein wenig unbedeutende dritte Satz stört. Der Schlußabschnitt steht völlig unter dem Einfluß des frühen Beethoven. Es wäre vielleicht wertvoller gewesen, in diesem Rahmen seine vierte Symphonie, E-moll, zu geben, die in jeder Beziehung wertvoller als die andere zwei, in ihrem Schlußsatz die Höhe Brahmsischer Kunst erreicht und ihn den Allergrößten nahekommen läßt. — Nicht in diesem Maße gelungen ist ihm dieses in seinem Violinlanger, von Suberman wunderbar gespielt. Auch hier wird der erste Satz niemals ganz klar und frei, und der letzte leidet an einer gewissen Nechlichkeit mit dem entsprechenden Teil des bekannten G-moll-Konzertes von Bruch. — Ich habe mir gern das Beste bis zuletzt auf: Albert mit Beethovens Es-dur-Konzert.